

turm malte seine Lichtfinger auf die aufgewühlte See. Ich nahm ein Superriesenpuzzle mit tausend Teilen aus dem Schrank und leerte die Schachtel auf den Arbeitstisch. Dann sortierte ich tausend Teilchen nach Farben und nach Formen.

Dies war mein Leben: Ein zerborstenes Puzzle, und ich hatte keinen Plan, keine Vorlage, wie ich es wieder zusammensetzen sollte.

Wo war mein Leuchtturm?

Gab es für mich einen sicheren Hafen? Nach zwei Stunden fand ich keine Teile mehr. Nichts wollte zueinander passen. Ich ging hinauf in mein Zimmer. Das Abendessen schwänzte ich. Für heute hatte ich genug. Ich fühlte mich total erledigt, erschrocken, was sich da aus mir heraus Bahn gebrochen hatte, beeindruckt von den Kräften, die in mir zu lauern schienen

Keine Nachricht von Thomas!

6 Um drei Uhr wurde ich wach und wälzte mich von einer Seite auf die andere. Gedankenketten liefen wie ein kaputtes Tonband in meinem Hirn. Warum passierte mir das? Er machte alles kaputt! Ohne mich war er doch völlig aufgeschmissen!

Und ich? Schaffte ich mein Leben ohne ihn?

Meine Freunde sagten: Das schaffst du locker, gib dir ein bisschen Zeit, dann startest du durch. Für dich ist das kein Problem. Du bist so stark. Und die Firma gehört sowieso dir. Existenzsorgen musst du nicht haben. Bei dem Wort Existenz blieb ich hängen: War Existenz nicht viel mehr als nur der Job und das Einkommen? Existenz – das war

Heimat, Geborgenheit, Freude, Gemeinschaft mit geliebten Menschen, Vertrauen, Sicherheit.

In diesem Sinne hatte ich meine Existenz verloren. Ich hatte keine Heimat mehr, keine Geborgenheit, keine Sicherheit, mein Vertrauen war zutiefst erschüttert, die Gemeinschaft mit dem geliebten Menschen zerbrochen. Mein Leben hatte einen Sinn gehabt. Ich hatte meine Visionen gelebt, hatte vielleicht nur für meine Visionen gelebt. Doch jetzt war mir schmerzlich klar geworden, dass Visionen eine stabile Basis brauchten: Heimat und Geborgenheit.

Mein Pech war es, eine Frau zu sein. Von einem Mann wurde erwartet, beruflich erfolgreich zu sein. Aber eine beruflich erfolgreiche Frau? Das warf Fragen auf. Wen vernachlässigte sie für ihren Beruf? Außerdem hatte so eine Frau die Hosen an. Welcher Mann konnte es neben so einer aushalten? Und der Beweis lag ja schon vor: Der Mann war ihr weggelaufen, das sprach für sich!

Offensichtlich war ich das Problem!

„Schuldig!“, sprach der Richter in mir. „In allen Punkten der Anklage schuldig!“ Der Klumpen in meinem Magen wuchs und nahm mir fast die Luft. Der Tunnel winkte. Ich drückte die Klingel. Die Nachtschwester kam, setzte sich zu mir, brachte mir Tee und Baldrianpillen, denn für die Schlafpille war es schon zu spät. So blieb ich schlaflos liegen und wartete auf den Morgen.

7 Als mein Wecker endlich klingelte, stand ich auf, duschte und zog mich an. In meinem Magen befand sich dieser eiskalte Klumpen, mein Herz raste und es dröhnte in meinen Ohren. Ob mit meinem Blutdruck alles stimmte?

„Sie haben völlig normale Werte“, sagte Jens Bramstedt, nachdem er die Manschette von meinem Arm genommen hatte. „Ihre Seele steht unter Druck und das kann man nicht messen. Wollen Sie eine Beruhigungstablette?“ Ich schüttelte den Kopf, ging in den Wintergarten zum Frühstück, nahm etwas Obstsalat und brühte mir einen Tee auf. Dann setzte ich mich an einen kleinen Tisch, der abseits der gedeckten Tafel stand. Ich hatte keine Lust auf Gespräche und schaute lieber aufs Meer, das immer noch graue Wellenberge an den Strand schaufelte. Welche Flugkünstler die Möwen waren! Sie nutzten geschickt die Strömungen aus, um dann fast senkrecht hinab ins Wasser zu schießen.

Wie konnte ich die Strömungen des Lebens besser nutzen?

Würde ich das hier lernen?

Die anderen Patienten trudelten nacheinander ein, Arnolds Lachen, begleitet von Ingrids Kichern waren schon von weitem zu hören. Meine Platzwahl wurde respektiert. Die anderen ließen mich in Ruhe.

Gleich nach dem Frühstück klopfte ich an die Tür des Therapiezimmers. Eine ältere Dame, brünett, sportlich gekleidet, öffnete und reichte mir die Hand.

„Sie sind Frau Hundhausen? Ich bin Klara Baumeister. Kommen Sie bitte herein.“ Ich trat in einen hellen Raum und schaute mich um. An den Wänden standen hohe Regale voller Bücher. Eine Sitzgruppe, bestehend aus einem naturfarbenen Sofa – beladen mit bunten Kissen – und zwei Sesseln, vermittelte eher den Eindruck eines gemütlichen Wohnraums als den eines Behandlungszimmers. Mir gefiel das Foto, das an der Wand über dem Sofa hing und ein Segelboot in den Schären zeigte. Ein mit Papieren beladener

Schreibtisch stand vor dem großen Fenster, das den Blick zum Garten freigab. Zwei Kaninchen hoppelten über die Wiese. Meine Therapeutin folgte meinem Blick.

„Ja, die Kaninchen sind nett. Leider fressen sie fast alle Blumen. Sie leben in den Dünen am Strand und betrachten den Garten der Klinik als eine Art Feinschmeckerrestaurant.“ Sie fuhr sich durch das glatte, halblange Haar. „Nun ja, wir wollen hier ja keine Bundesgartenschau veranstalten, deshalb tun wir nichts dagegen. Kaninchen gehören irgendwie dazu, wenn man so nah am Meer lebt. Bitte, nehmen Sie Platz.“ Ich wählte das Sofa, sie setzte sich mir gegenüber.

„Was kann ich für Sie tun?“

„Mein Mann hat mich nach zwanzig Jahren Ehe verlassen. Seitdem fühle ich mich schrecklich.“

„Was meinen Sie, kann ich da für Sie tun?“

„Das versteh ich nicht!“, gab ich zurück. „Das müssen Sie doch wissen. Das ist doch Ihr Job!“

„Vielleicht ist das, was ich für wichtig halte, gar nicht das, was Sie wollen. Sie sind die Expertin für sich, denn Sie kennen sich am längsten. Deshalb wüsste ich gern von Ihnen, wohin die Reise gehen soll. Ich möchte von Ihnen einen Therapieauftrag.“ Sie schaute mich erwartungsvoll an. Ich war die Expertin für mich selbst? Dieser Ansatz gefiel mir!

„Ich versteh mich selbst nicht mehr“, begann ich zu erzählen. „Seit mein Mann sich von mir getrennt hat, überfallen mich Gedanken an Selbstmord und das macht mir Angst. Ich möchte mit der Trennung anders umgehen.“

„Was würde sich für Sie dadurch verändern?“

„Ich könnte den Scheißkerl vergessen und ein neues Leben beginnen!“

„Sie möchten Abschied nehmen von Ihrem Mann, um

frei zu sein für Ihr eigenes Leben?“ Ich lachte.

„Entschuldigen Sie meine Ausdrucksweise, aber ich bin ziemlich wütend auf ihn. So wie Sie das sagen, klingt das natürlich viel besser.“

„Dann erzählen Sie mal“, ermunterte sie mich. Ich berichtete von Thomas, von seinen Fehlern. Dann erzählte ich, was ich alles für ihn getan hatte. Ich war das Opfer. Mich traf keine Schuld! Ich konnte nichts dafür! Aus heiterem Himmel machte er einfach Schluss und gab mir keine Chance, gab uns keine Chance. Dass es mir so schrecklich ging, hatte er zu verantworten! Nur er! Frau Baumeister hörte mir zu.

„Mir fällt auf“, sagte sie nach einer Weile, „dass Sie die ganze Zeit nur über Ihren Mann reden. Erzählen Sie mir von sich.“ Ich stutzte. Ja, das stimmte. Also erzählte ich von dem Druck in meinem Magen, davon, dass ich mich so fühlte, als stünde mir eine Katastrophe bevor, erzählte von dem Bild, das ich gestern gemalt hatte, von der Zersplitterung und der Hoffnungslosigkeit.

„Es ist spürbar, wie sehr Sie leiden“, sagte Frau Baumeister mitfühlend. „Was ist das Schlimmste an dieser Situation?“ Gute Frage. Ich dachte nach, sah vor meinem inneren Auge Thomas steinerne Miene und hörte in mir seine harten Worte.

„Es kam so plötzlich“, begann ich zögernd.

„Ja“, sagte sie, „die Ankündigung Ihres Mannes hat Sie völlig unvorbereitet getroffen. Ist die Plötzlichkeit das Schlimmste?“ Ich fühlte in mich hinein.

„Schlimmer war“, sagte ich leise, „dass ich nichts daran ändern konnte. Ich konnte ihn nicht dazu bewegen, uns noch eine Chance zu geben.“

„Fühlten Sie sich seiner Entscheidung ohnmächtig ausge-

liefert?“ Ohnmächtig? Das Wort traf mich. Ich wurde traurig, spürte meine Tränen.

„Ohnmächtig und hilflos“, flüsterte ich. Meine Therapeutin ließ mich weinen. Plötzlich fielen mir meine nächtlichen Gedankenschleifen ein. Und jetzt wusste ich, was das Schlimmste war: „Das Schlimmste ist, dass ich schuld daran bin, dass er sich von mir trennen will“, schluchzte ich. „Es ist allein meine Schuld!“

Meine Therapeutin stand auf, holte mir ein Glas Wasser und wartete, bis ich mich beruhigt hatte.

„Wenn ich das, was Sie mir erzählt haben, zusammenfasse“, begann sie, „fällt mir auf, dass da etwas nicht zusammenzupassen scheint.“ Ich stutzte. Sie fuhr fort: „Zu Beginn der Stunde beschrieben Sie sich als Opfer Ihres Mannes: Sie sind völlig unschuldig, haben alles richtig gemacht und die Trennung ist allein seine Schuld. Habe ich das richtig verstanden?“ Ich nickte. „Und jetzt bestehen Sie genauso heftig darauf, dass Sie an allem schuld sind. Somit wären Sie ja der Täter! Sind Sie nun das Opfer oder sind Sie der Täter? Beides gleichzeitig geht nicht!“ Mir blieb der Mund offen stehen. Sie hatte Recht!

„Aber ich fühle beides!“; beehrte ich auf.

„Das glaube ich Ihnen. Könnte es sein, dass es einen Teil in Ihnen gibt, der sich als Opfer und einen anderen Teil, der sich als Täter fühlt?“

„Ich bin doch nicht schizophran“, widersprach ich. Oder war ich doch ein psychiatrischer Fall? Ich merkte, wie Angst in mir aufstieg.

„Nein, Sie sind nicht schizophran“, beruhigte mich Frau Baumeister. „Das Konzept der verschiedenen Persönlichkeitsanteile ist nur ein Hilfsmittel, das uns erlaubt, genau zu

differenzieren, wenn wir über Ihre Gefühle sprechen.“ Das leuchtete mir ein. Ich beruhigte mich wieder.

„Also gut, dann haben Sie Recht. Es gibt einen Teil in mir, der fühlt sich als Opfer und es gibt einen anderen, der fühlt sich als Täter. Und beides fühlt sich richtig an. Ist das normal?“

„In unserer Psyche können völlig entgegengesetzte Empfindungen gleichzeitig nebeneinander bestehen. Das ist völlig normal, da kann ich Sie beruhigen.“

„Warum fühle ich mich gleichzeitig als Opfer und als Täter? Das ist doch verrückt!“

„Mir fällt auf, dass diese Thematik sehr wichtig für Sie zu sein scheint. Für mich ist das ein Hinweis darauf, dass Sie sich schon länger damit befassen. Oder? War Schuld ein Thema in Ihrer Kindheit?“ Ich starrte sie an.

„Was hat meine Kindheit damit zu tun?“

„Sie reagieren wie jemand, den man als Kind beschuldigt hat. Deshalb ist es für Sie einerseits so wichtig, dass Sie keine Schuld haben und andererseits ist Ihnen völlig klar, dass Sie allein schuld sind.“ Ich schluckte.

„Darüber muss ich nachdenken.“

„Tun Sie das. Das, was Sie in der Kindheit erlebt und gelernt haben, entscheidet darüber, wie Sie heute die Realität verstehen. In erster Linie haben Sie Ihre Eltern geprägt, aber auch Ihre Geschwister, Verwandte, der Kindergarten, die Schule, die Freunde, die Umwelt, kurz gesagt alles, was auf das kleine Mädchen einwirkte.“ Sie schaute auf die Uhr.

„Unsere Zeit ist um. Wie wäre es, wenn Sie sich bis zu unserer nächsten Stunde Gedanken über Ihre Kindheit machen? Schreiben Sie einfach alles auf, was Ihnen einfällt. Ich sehe Sie übermorgen.“ Sie stand auf und reichte mir die

Hand. Was fiel mir zu meiner Kindheit ein? Um darüber nachzudenken brauchte ich frische Luft. Ich ging hoch in mein Zimmer, holte Jacke, Mütze, Handschuhe und Schal, zog meine warmen Schuhe an und ging hinaus an den Strand. Das Meer war immer noch grauweiß geädert. Ich atmete die kalte frische Luft tief in meine Lungen.

8 *Ich wuchs im Ruhrgebiet auf, genau gegenüber einer Zeche. Aus unserem Küchenfenster konnte ich beobachten, wie die Kumpels in den Schacht einfuhren. Besonders mochte ich, wenn sie wieder herauskamen: schwarze Gesichter, aus denen weiße Augen leuchteten.*

Neben dem Förderturm erhoben sich die Kohlenberge. Lastwagen kippten immer neue Kohle dazu und dann stiegen schwarze Staubwolken in den Himmel. Eisenbahngleise führten bis an die Berge, und ich konnte stundenlang beobachten, wie der Schaufelbagger die Güterzüge mit Kohle belud und diese dann von einer dampfenden Lok weggezogen wurden. Die Lokomotiven meiner Kindheit dampften und tuteten schaurig.

Die wirbelnden Kohlestaubwolken bewirkten, dass meine Mutter spätestens alle drei Tage die Fenster von außen und innen putzen musste, weil wir sonst nicht mehr hätten hindurch sehen können. Die Fensterbänke in der Wohnung mussten täglich von den schwarzen Rußpartikeln befreit werden. Schnee kannte ich in meiner Kindheit auch nur schwarz gesprenkelt, selbst wenn er frisch gefallen war. Danach wurde er grau. Weiß war er nie.

Heizen konnte man in unserer Wohnung nur die Küche. Dort stand ein großer gusseisener Herd, der mit Kohle befeu-

ert wurde. Wenn die Kohlen rot glühten, füllte meine Mutter sie mit einer Zange ins Bügeleisen, um die Hemden meines Vaters zu glätten, der im Büro immer korrekt angezogen sein musste. Das Kinderzimmer blieb kalt. Im Winter liebte ich die Eisblumen, die die Fenster oft den ganzen Tag verzierten.

Einmal in der Woche wurde Wäsche gewaschen. Der Wäschzubereiter stand in der Waschküche im Keller. Morgens früh füllte meine Mutter den Ofen des Zubereiters mit Kohle und entzündete ein Feuer, damit das Wasser warm wurde. Dann legte sie die Wäsche ein. Wenn mein Vater nachmittags aus dem Büro kam, half er ihr, die Wäsche mittels eines großen Rührwerks, das manuell betätigt werden musste, durchzuwaschen. Dann wurden die Stücke mit klarem Wasser gespült und kamen in die Wringmaschine, ebenfalls eine kräftezehrende Aufgabe. Die frisch gewaschene Wäsche wurde nur bei Windstille in den Garten zum Trocknen aufgehängt, denn sonst hätte der fliegende Kohlenstaub sie gleich wieder schmutzig gemacht. Meist schleppten meine Eltern die Körbe auf den Dachboden.

Ich liebte und fürchtete den Dachboden. An manchen Stellen konnte ich durch die Löcher im Dach den Himmel sehen. Dort standen Eimer, die nach jedem Regen geleert werden mussten. Am Kamin klaffte ein großes Loch im Mauerwerk. Ich stellte mir vor, dass dort der böse Fuchs aus den Märchen, die mir meine Mutter erzählte, seine Höhle hatte. Das war gleichzeitig wunderbar und schrecklich.

Als meine Schwester geboren wurde, kaufte mein Vater die erste Waschmaschine in unserem Haus. Lieber stotterte er den Betrag in monatlichen Raten ab, als meiner Mutter und sich selbst weiter die verhasste Wascherei zuzumuten.

Mein Wohnort lebte von der Kohle. Als Kind lernte ich jedoch, dass diese Kohle auch tötete. Die Bergleute starben

an dem schwarzen Staub, den meine Mutter täglich von den Fenstersimsen wischte. Ich kannte viele Männer mit „Staub“: Sie zischten beim Atmen, husteten und konnten kaum sprechen.

Wenn es wieder einen der Bergleute erwischte hatte, wurde sein Sarg an der Haustür seiner Wohnung von seinen Kumpels mit dem Pferdefuhrwerk abgeholt. Und dann zog der Leichenzug mitten durch den Ort. Vornweg schritt der Spielmannszug „Glück auf“. Die Kumpels, angetan mit schwarzen Uniformen und Helmen mit Federquasten, spielten auf großen Glockenspielen. Danach folgte der mit Blumen reich geschmückte Pferdewagen mit dem Sarg und dahinter gingen die Angehörigen und die Freunde des Verstorbenen in Richtung Kirche und Friedhof. Autos gab es kaum in unserem Ort, denn die Bergleute waren arm. Auch wir Kinder litten unter dem Kohlenstaub. Ich erinnere mich an Kopfschmerzen, an Erkältungen, Nebenhöhlen- und Augenentzündungen, die überhaupt nicht mehr aufhören wollten.

Hinter unserem Haus gab es einen Garten, den hauptsächlich meine Eltern pflegten. An der Wiese und den Blumen war ich überhaupt nicht interessiert, auch nicht an der quietschenden Schaukel, denn es gab etwas viel Interessanteres: Das kleine Kaufhaus des Ortes hatte direkt neben unserem Garten seinen Müllplatz, wo vor allem alte Dekorationen und Verpackungen landeten. Herr über diesen Müllplatz war ein ehemaliger Bergmann mit Staublunge, mein erklärter Freund, dem es Freude machte, mich mit den Kartons spielen zu lassen. Meiner Mutter gefiel mein Spielplatz nicht, denn dort lebten auch einige Ratten, Tiere, die ich nett fand, denen jedoch immer wieder mit Gift zu Leibe gerückt wurde. In diesen Zeiten durfte ich nicht in den Garten.

Einmal hatte ich mich beim Spielen völlig vergessen, hatte nicht gemerkt, dass der Himmel dunkel geworden war und ein Gewitter aufzog. Meine Mutter rief mich vom Balkon aus und ich lief hinab in den Keller, durch den ich ins Treppenhaus gelangte. Den Keller mochte ich nicht. Er war dunkel und schmutzig, denn die Hausbewohner lagerten dort ihre Kohlen, und es gab große haarige Spinnen, vor denen ich Angst hatte. An den Lichtschalter reichte ich, wenn ich mich auf die Zehen stellte, gerade mit den Fingerspitzen. Die Glühbirnen waren trüb, das dämmrige Licht ließ Schatten wachsen, die nach mir zu greifen schienen. Deshalb rannte ich so schnell ich konnte, um schneller als die Spinnen und die Schattenmonster zu sein.

Als ich die Mitte des Kellers erreicht hatte, tat es urplötzlich einen ohrenbetäubenden Knall und das Licht erlosch. Ich erinnere mich an meinen furchtbaren Schrecken und mein Entsetzen: Ich brüllte los! Meine Mutter hörte mich trotz des Gewitters und rannte zu meiner Rettung aus dem dritten Stock hinunter, was in meiner Erinnerung eine Ewigkeit gedauert hatte. Seit diesem Erlebnis traute ich mich nur noch bei Sonnenschein in den Garten.

9 Ich blieb wie angewurzelt stehen.

Panische Angst vor Donner? Die hatte ich heute noch! Aber nur nachts. Wie peinlich! Angst vor Donner war total bescheuert. Da lag ich, eine einigermaßen intelligente und erfolgreiche erwachsene Frau, nachts schlotternd im Bett, nur weil hoch über mir die Luftmassen aneinander knallten! Das hatte ich noch niemandem gebeichtet.

Konnte es sein, dass ich die Angst des kleinen Mädchens vor dem heftigen Knall und der plötzlichen Dunkelheit ir-

gendwo in mir gespeichert hatte? Welch bestechende Logik! Ich hatte wirklich nur nachts Angst vor Donner; am Tage machte er mir überhaupt nichts aus. Konnte es sein, dass die Psyche Erlebnisse aus der Vergangenheit so exakt mit der Gegenwart verknüpfte? Und wenn das so war: Welche Macht hatten diese unbewussten Prägungen, wenn sie mein Verhalten fast fünfzig Jahre später noch entscheidend beeinflussten?

Ich drehte um, ging zurück in die Klinik, stieg hoch in den Kunstraum, nahm mir ein Blatt Papier und schrieb auf, was ich herausgefunden hatte. Ich hatte das Gefühl, etwas von mir verstanden zu haben, was mir bisher ein Rätsel gewesen war! Das machte mich erstaunlicherweise zufrieden, so zufrieden, wie schon lange nicht mehr. Wenn das so weiterging, versprach der Weg, den ich hier eingeschlagen hatte, interessant zu werden. Der Druck im Magen hatte sich gelegt.

10 Zum Mittagessen setzte sich Andrea neben mich an den kleinen Tisch.

„Na, wie war deine erste Therapiestunde?“, fragte sie interessiert.

„Ich bin total zufrieden. Mir ist da etwas Wichtiges klar geworden: Das, was ich in meiner Kindheit erlebt habe, wirkt sich darauf aus, wie ich die Gegenwart verstehe!“

„Wow! Ich bin beeindruckt. Und was bringt dir das?“

„Es fühlt sich einfach gut an, wenn ich plötzlich Reaktionen von mir verstehe, die mir bis jetzt schleierhaft waren.“

„Da habe ich keine Einwände. Welche Termine hast du heute Nachmittag?“